



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Correspondenzen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

herzigen Darstellung des bescheidenen Kestler ist nichts merkwürdiger, als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenschaftliche Sorge um die größte Gefahr, welche seiner Lehre drohte, um den wüthenden Fanatismus seiner eigenen Parteigenossen.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. 13. Mai. — Seit etwa acht Tagen und länger befinden wir uns hier in einem wahren Strudel militärischer Vorbereitungen, ohne daß man über deren nächsten operativen Zweck völlig ins Klare zu kommen vermag. Diese Ungewißheit muß als ein günstiges Zeichen angesehen werden. Zum ersten Mal in diesem Kriege üben die Verbündeten sich in der bedeutungsvollen Kunst, hinter dem Schleier des Gerüchts zu agiren. Man spricht nicht mehr rund heraus, was man will, wie in den Tagen der Krimexpeditionsvorbereitungen, wo es den Russen, wenn sie der staunenswerthen Aufrichtigkeit ihrer Gegner getraut hätten, leicht geworden sein würde, deren Festsetzung in Taurien gleich anfangs unüberseigliche Hindernisse entgegenzustellen.

Seit gestern werden auf allen Einschiffungspunkten am europäischen Bosphorusufer, die französischen Truppen aus dem Lager von Maslact in Masse embarkirt. Hauptammelort ist Bebek, wo auch die meisten Linien- und Dampfschiffe vor Anker liegen. Soeben marschiren zwei bespannte Batterien an meiner Wohnung vorüber, der Skelle von Dolma Bagdsche zu. Es war die Artillerie einer vollständigen Division. Unter den Kanonieren befanden sich blutjunge, beinahe noch knabenhaft aussehende Burschen.

Ich muß mich leider darauf beschränken, Ihnen die verschiedenen Gerüchte namhaft zu machen, welche jüngst über die Bestimmung dieser Truppen im Umlauf waren. Anfangs hieß es, dieselben würden nach Cupatoria dirigirt werden, und mir schien diese Maßnahme bis zur Stunde am wahrscheinlichsten. Dann verschaffte sich die Kunde Geltung, daß man eine massenhafte Landung bei Kertsch unternehmen und mit einem Heere von mindestens 60,000 Mann von dort aus auf Simpheropol operiren werde. Endlich lauten die neuesten, oft revocirten, aber immer wieder beglaubigten Nachrichten dahin, daß man eine Concentrirung in Varna ausführen, und alsdann von hier aus auf einem beliebigen Punkte der Krim, wahrscheinlich bei Cupatoria, landen wolle, wo man eine befestigte Basis vorfindet und je nach Umständen direct in den Rücken des Heers der russischen Krimarmee, oder auf Perekop marschiren kann, wenn letzteres, in Rücksicht auf die Verpflegung, überhaupt möglich ist.

— — 14. Mai. — Wie Sie sich denken werden, hat der schwebende Augenblick für jeden militärischen Beobachter an hiesiger Stelle ein immenses Interesse. Seit zwei Tagen schifft man auf verschiedenen Punkten des Bosphorus die vier

Divisionen des Reserveheeres ein; diese Operation soll dem Plane nach morgen beendet sein, aber wie ich höre, wird der Donnerstag herankommen, bevor das Gros unter Segel gehen kann. Ueber den Bestimmungsort weiß niemand etwas Sicheres anzugeben. Wenn man von einer halb-officiellen Seite her Varna nennt, so ist dies eben nur Gerücht.

Die Ordre zum Einschiffen der vier Reservedivisionen scheint bereits in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch (8. zum 9. Mai) aus Paris hier eingegangen zu sein. Zugleich wurden durch diese Befehle, welche über Sebastopol (Hauptquartier des Generals Canrobert) gingen, die letzten Anordnungen des Generalissimus, welcher bekanntlich 12,000 Mann nach Kertsch entsendet hatte, contremandirt. Ich kann nicht umhin, in Betreff dieses letzteren Punktes auf einige Gerüchte einzugehen, wie sie eben hier im Umlauf sind. General Canrobert, so heißt es, machte auf den Moniteurartikel vom 11. April hin dem französischen Gouvernement den Vorschlag, die Ostseite der Krim behufs einer neuen Bastung in Besitz zu nehmen, und ließ am dritten Mai zu diesem Zwecke eine französische Division einschiffen, welcher eine englische sich anschloß. Allein im Verlauf der nächsten Tage erhielt er bestimmten Befehl von Paris, auf sein Project zu verzichten, weil der Kaiser sich vorbehalten habe, die Grundzüge der demnächstigen Campagne selbst zu bestimmen. Interessant war es mir, von einem jüngst aus dem Lager vor Sebastopol zurückgekehrten Offizier zu erfahren, daß höhere französische Generale schon vor längerer Zeit gesprächsweise die Möglichkeit einer Abbrechung der Belagerung und Wiedereinschiffung des Gros der französischen Armee in Erörterung zogen, und dabei den Grundsatz aufstellten, daß dies nur mittelst einer Befestigung von Kamiesch ausgeführt werden könne. Ein höherer Offizier, der mir nicht genannt wurde, äußerte sich etwa wie folgt: „es gibt, wenn Oestreich nicht zu unseren Gunsten einschreitet, nur ein energisches Mittel, um die französische Armee vom Verderben durch Krankheiten während des Sommers zu retten, und die Sache zu einer schnellen Entscheidung zu bringen: Verschanzung von Kamiesch, Zurücklassung von 25—30,000 Mann auf diesem Punkte, Herüberschaffung der verbleibenden 80,000 Mann nach Eupatoria und Concentrirung aller Reservekräfte auf diesem Platz, um einen Rückenangriff gegen die russische Hauptarmee bei Simpheropol auszuführen.“ Er machte geltend, daß man zwischen Eupatoria und Simpheropol von den türkischen Truppen ein Lager fortificiren lassen könne, um in Rücksichtigung auf etwaige Zwischenfälle hier einen Stützpunkt zu finden.

Aus den neuesten Berichten vom taurischen Kriegsschauplatz ist nichts zu machen. Sie stehen außerdem mit den Angaben der Augenzeugen im schroffen Widerspruch. Am meisten tritt derselbe in Bezug auf die etwaigen Hoffnungen auf letzte Ueberwindung der Festung hervor. Die officiellen Berichte stellen den Gang der Belagerung als ein zwar langsames, aber dennoch entschiedenes Vorwärtsgen zum Ziele dar; die aus dem Lager Zurückkehrenden sind dagegen der Ansicht, daß der seitherige Gewinn an Terrain auf Seite des Angriffes kaum in Anschlag komme, weil die Russen ihrerseits ihre Befestigungen ausdehnen, und denselben namentlich nach innen hin, eine intensivere Widerstandskraft verleihen. Auf der eigentlichen Stadtseite kann man weder von einer noch von zwei Encernten reden. Was man hier vor sich hat, ist ein Labyrinth von Werken, die amphitheatralisch, eins hinter dem

ändern aufsteigen, und die dennoch wiederum nur ein vorgeschobenes Befestigungssystem bilden, denn den eigentlichen Kernraum für die Vertheidigung haben die Russen in den Straßen, welche von steinernen Häusern eingefast sind, und zwar mit umsomehr Sicherheit auf Erfolg vorbereitet, als allem Anschein nach das einzige Mittel des Angriffs bei einem derartigen Kampfe, die Mine, in dem Felsboden auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde.

Ueber den Zustand der russischen Werke äußerte jüngst ein Augenzeuge gegen mich: es geschieht wol, daß im Laufe des Tages eines oder das andere von den französischen Geschützen ziemlich hart mitgenommen wird, aber der andere Morgen schon zeigt es dann vollständig ausgebeßert; da ist keine Scharte, die nicht mit neuen Schanzkörben bekleidet wäre, und selbst die äußere Brustwehrböschung ist glatt abgestochen, wie wenn die Schanze seeben hundert Meilen vom Feinde entfernt erbaut worden wäre.

Besonders anerkennenswerth erscheint demselben Offizier die Meisterschaft, mit welcher die feindlichen Ingenieure das Terrain benutzen. „Man findet keinen Punkt,“ äußerte er, „den man für Placirung einer Batterie geeignet erachten möchte, ohne daß beim längeren Beobachten nicht auch eine Rauchsäule und ein Knall von dorthier uns vergewisserte, daß man seine Bedeutung zu benutzen verstanden.“

— 17. Mai. — Die Einschiffung der französischen Reservearmee (Armee von Maslact), welche in den Tagen von Sonnabend zu Mittwoch vor sich ging, kann als ein Meisterstück in Hinsicht auf Schnelligkeit und Umsicht angesehen werden, zumal wenn man bedenkt, daß ein ganzes Kürassierregiment (das neunte) mit einbegriffen war, und wird dereinst der Ausschiffung „am alten Fort“ zur Seite gestellt werden. Was eben vorbereitet wird, ist ein drittes oder viertes Unternehmen, mittelst welchen man die Dinge vor Sebastopol zur Entscheidung zu bringen hofft. Das erste war das Bombardement vom 17. bis 18. October. Sodann griff man den Malakowthurm an (Februar) und kam (April) schließlich auf das Bombardement zurück. Alles umsonst! Jetzt will man den Platz durch eine Offensivbewegung tourniren. — Wenn das nur ginge! — und ihn in dieser Weise von dem russischen Armeegros, welches unter dem Fürsten Gortschakoff zwischen Baktshi Serai und Simpheropol steht, abtrennen, indem man hofft, daß alsdann den Belagerern das Herz sinken werde. Ich zweifle stark, ob dieser Plan auch nur eingeleitet werden kann, geschweige denn, daß er seinen Zweck erreichen wird, und komme schließlich auf das zurück, was ich Ihnen in meinem letzten Briefe in Rücksicht auf den einzig möglichen Ausweg aus der „Klemme“ schrieb.

Der neue, nun nicht mehr zu bezweifelnde Entschluß der Verbündeten: ihre Kriegführung auf die Krim einzuschränken, hat auch insofern ein bedeutendes Aufsehen hier erregt, als man aus dem Aufgeben aller andern Pläne deutlich zu erkennen meint, daß die Stellung Oesterreichs zur Kriegsfrage eine abermalige Verschiebung erlitten hat und neuerdings seine Mitwirkung zum großen Werke wiederum ungewiß geworden ist. Auch deutet man hierauf die jüngst hier eingegangene Nachricht, der zufolge die Westmächte in die Formation einer polnischen Legion unter dem jungen Fürsten Czartozski gewilligt haben. Noch bis vor kurzem war unter der

hiefigen Diplomatie, wie ich nachträglich erfahre, die Ansicht allgemein verbreitet: Oestreich werde durch die Westmächte zu dem Kriege gegen Rußland gezwungen werden, wogegen neuerdings die Meinung überwiegt, jene Macht mache beunruhigende Manoeuvres, die auf eine Annäherung an die zarische Politik hinstrebten, und zu denen die Unsicherheit der Zustände in Frankreich jüngst der Anlaß geworden. Man empfinde in Wien in diesem Augenblick mehr wie jemals die Nothwendigkeit des Festhaltens an der alten östreichischen Staatsmaxime, wonach die Solidarität der conservativen Interessen stets in erste Linie zu stellen sei. Gegenüber den etwa herannahenden Stürmen empfinde man die Unentbehrlichkeit einer festen Rücklehne, die nur Rußland bieten könne, und man wolle aus diesem Grunde jetzt mehr wie jemals den Bruch vermeiden.

Eine nicht minder bedeutungswerthe Erscheinung, wie diese neue Hervorhebung der Solidarität der conservativen Interessen, ist die starke Betonung, mit welcher die progressiven mit denen der westlichen Gouvernements Englands und Frankreichs in Gegensatz gestellt werden. Sollte es denn so schwer sein, zu begreifen, daß Ludwig Napoleon, wie wenig man sein System loben kann, in der gegenwärtigen Lage dem Fortschritt und der ganzen Zukunft Europas einen um vieles wesentlicheren Dienst leistet, als die beiden republikanischen Epochen Frankreichs jemals zu leisten vermochten!? Man sagt, daß von den neuerdings hier durchpassirten sardinischen Offizieren mehre verhaftet wurden, weil sie gegen ihre Entsendung nach der Krim lauten Protest erhoben. Sie seien nur nach dem Orient, und keineswegs nach Laurien bestimmt. Heißt das nicht mit unbeschreiblicher Kurzsichtigkeit das allgemeine Interesse in Hinsicht auf den einigenden Punkt verkennen?! Den Franzosen vor Sebastopol in diesem Augenblick die Hand zur Schlusfaction der Campagne nicht bieten wollen, heißt überhaupt nichts für die große Sache zu thun entschlossen sein. Ich hoffe daher, daß die angeführten Umstände nur auf einem falschen Gerücht beruhen, wie denn viele solche hier stets im Umlauf sind. Die sardinischen Truppen machten hier einen außerordentlich guten Eindruck; zugleich regten sie den Patriotismus der zahlreichen hier lebenden Italiener an, und nicht mit Unrecht, denn auf einem entscheidenden Kriege gegen Rußland, vermöge welches Oestreich am schwarzen Meere für die Länder am Po entschädigt werden könnte, beruht im Grunde genommen die einzige Hoffnung auf eine selbstständige politische Gestaltung Italiens.

Gleichzeitig mit den Zweifeln über die leztliche Theilnahme Oestreichs am Kriege haben sich die über die erwartete Reise des Kaisers Napoleon nach der Krim vermehrt. Man glaubt im Grunde genommen nicht mehr ernstlich daran, und zwar wird man in dieser Ansicht durch den Umstand bestärkt, daß nach Vollendung der telegraphischen Leitung zwischen Kamiesch und Bukarest, der Krieg von Paris aus, fast ebenso leicht dirigirt werden kann, wie aus dem Lager vor Sebastopol selbst.

In der Nacht vom Dienstag zur Mittwoch um drei Uhr, wurde den Muselmanen ziemlich unerwartet der Beginn der Fastenzeit, des Monats Ramasan, angekündigt. Der Sage nach sitzt auf einem der höchsten Berge in Kleinasien ein alter Hadschi Baba, um im reinen Aether die Sterne und den Mond zu beobachten und aus deren Constellation den günstigsten Augenblick des Anfangs zu verkünden.

Der Ruf des Mueffin erklang von der Galerie der Minarets kaum hernieder, als zahlreiche Trommeln und Pfeifen das ihrige thaten, um den noch schlafenden Rest der Gläubigen zu erwecken. Gestern Abend war ganz Stambul, waren Skutari und Top Hane, nebst den am Bosphorus entlang liegenden türkischen Vierteln festlich erleuchtet, jede der manchmal vielfach übersehten Minaretgalerien umschwebt ein strahlender Kreis von Lampen; in demselben Schmuck leuchten die hohen Thürme von Galata und des Seriaskerats; und so nahe sind diese Lichtmassen zueinander gestellt, daß über das ganze weite Häusermeer eine Lichtzone wie ein breiter, hellerer Aetherstreifen schwebt.

Haupt sammelpunkte für das Volk sind in diesen Tagen am Abend die Orte, wo das bekannte Schattenspiel zur Aufführung kommt, in welchem als Hauptpersonen der Kara Göß und der Hadshi Swatt figuriren. Die Späße sind, obwol Männer und Frauen zuschauen, so unanständiger Art, daß sie sich nicht andeuten lassen. Auch Frauen spielen mit.

— — 17. Mai. — Der Frühling in Konstantinopel. — Man kann in den letzten Tagen den Frühling als auf seinem Höhenpunkt angekommen betrachten. Noch in der vergangenen Woche gab es manche Striche in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, wo die Vegetation minder weit wie anderwärts vorgeschritten war. Auf den dem rauhen Nordwind ausgesetzten Plateaus zumal lag noch mancher Baum und mancher Strauch in Knospen. Jetzt haben auch die letzten Spätlinge ihre frischen Laubmassen entfaltet; die in hundert Schattierungen überfließend zumeist da ein contrastvolles Bild bieten, wo sie die ernsten und dunklen, fast schwarzgrün ausschauenden Cypressen zum Hintergrund haben. Und schon kommen die Früchte in der reichsten Fülle. Nicht nur jene großen und aromatischen Erdbeeren, die man in den fruchtreichen Thälern von Flamura und Ortakoj zieht, sondern auch die Kirschen von der weißen, fleischigen Art, mit rothen Backen, welche der Türke Keras nennt, bis zur sauern, glasigen, die er Wischne heißt. Auf den Straßen verkünden die Ausrufer jeden Tag neue frische Gemüse; die Artischocken waren seit Februar auf den Tafeln der türkischen Paschen und reichen Armenier, seit April auf den Tischen der Bemittelteren, und jetzt sind sie allgemein. Aber schon treten ihnen auch in der Bahmia, die man in länglichen Körben präsentiert, und im Kaback, einer Art von Gurkenfrucht, Concurrenten auf; ja schon runden sich die Trauben und versprechen am Ende des nächsten Monats eine überraschende Frühreife.

Es war für das frische und nachhaltige Entfalten der Vegetation in der hiesigen Umgegend und längs den Gestaden des Bosphorus ein wichtiger Umstand, daß noch in den letzten Wochen wahrhaft tropische Regengüsse den Boden befruchteten, oder richtiger zu sagen, bis in die Tiefe aufweichten. Aus dieser Periode datirt sich das, was man in Anwendung auf den gegenwärtigen Pflanzenwuchs einen Frühling in zweiter Potenz nennen kann. Für die Bäume, Sträucher, für die ganze Welt der Gewächse begann eine neue Periode des Entfaltens; allerwärts hinter dem schon dunkler gewordenen Grün, dem die Sonne bereits die wässerigeren Säfte entzogen, schossen neue Triebe auf, jeder Strauch reckte, wie mittelst einer verjüngten Kraft, ein neues, letztes und

höchstes Meis empor, jede Baumkrone versuchte sich in einer noch breiter geschwungenen und höher greifenden Wölbung.

Heute breitet sich ein Azurhimmel über Land und Meer, wie man ihn sonst nur weiter südwärts, von Griechenland an, zu schauen pflegt. Ueber dem Meere liegt es wie ein leichter duftiger Nebel, aber der Blick ist weit hin frei und ruht, über die Prinzeninseln hinschweifend, am fernsten Horizont, auf dem hohen Olymp, der wie eine Steilwand, und noch ganz weiß von Eis und Schnee, ähnlich einem Schweizergletscher, aufsteigt. Das sind Tage, an denen es in den engen Straßen, die von Schmutz starren, doppelt unangenehm, in den Umgebungen der Hauptstadt, zumal in den reizenden Thälern, die nach der Meerenge münden, und am Gestade des Bosporus selbst doppelt reizend ist. Aber kaum findet sich in diesem Jahre die Muße, um hier die Natur in vollen Zügen zu genießen. Die Handels- und Gewerbsleute sind kaum in einer geringeren Thätigkeit wie die Männer des Krieges. Der Punkt macht seine Impulskraft als großes Centrum der Bewegung in den Schichten seiner Gesamtbevölkerung geltend. Niemals waren die Gassen belebter, der Hafen voller, strotzender von Schiffen, die Kais und Anlandeplätze in dem Maße mit Waaren bedeckt, wie eben jetzt.

Der Großherr wohnt, wie Sie wissen, im Sommer wie im Winter in seinem hölzernen Palais von Tschiraghan. In dieser Hinsicht ist er nicht in der Lage, durch einen Wohnungswechsel der hohen türkischen Gesellschaft das Signal zum Beginn der Sommersaison zu geben. Aber er thut dies in anderer, echt national-osmanischer Weise, indem er seine Pferde aus den Marställen am Bosporus mit Musik und in Geleit seines Hofstaates auf die grünen Weideplätze im tiefeingeschnittenen Thal von Kiahat Hane führen läßt. So kamen sie auch neulich an meinen Fenstern vorüber, voraus die Musik im dichten Haufen, in welchem Posaune und Pauke vornehmlich vertreten waren. Sodann die kleineren Söhne des Sultans und eine Anzahl Kammerherren. Endlich kamen die Pferde selbst, nach den Farben geordnet. Die Fuchse und Braunen eröffneten den Zug. Sie waren nicht alle von arabischem Blut, aber man sah unter ihnen wahre Prachtexemplare. Unter den Schimmeln namentlich einige, deren Haut in einem wunderbaren Atlaschimmer strahlte. Man hatte die besten Kasse alle eingehüllt, und zwar mit echt persischen Teppichen, die an sich einen enormen Werth repräsentiren.

Seit Hinausführung der Pferde verödeten nach und nach die großen und reichen Konaks in Stambul und an ihrer Statt wurden die Thäler am Bosporus Sitz des höhern türkischen Lebens. Täglich noch sieht man theils Büffelwagen, die mit Möbeln hoch beladen sind, theils vom Hafen aus Kais mit ähnlichem Frachtzug ihren Weg zum Bosporus nehmen. Die hohe Diplomatie von Pera scheint es weniger eilig zu haben, aber schon werden allenthalben auch in ihrem Kreise Vorbereitungen zur Ueberiedelung nach Therapia und Bujukdere getroffen, wohin sich dann sichtlich der gesellschaftliche Schwerpunkt neigen wird.

Mit dem frischen Leben und Treiben, welches nach allen Richtungen hier herrscht, steht die herbstliche Ernte in düsterem Contrast, welche zur Zeit der Tod hier hält. In den frischen grünenden Rasen werden jeden Tag eine Zahl Gräber gegraben, um einige Stunden darnach einen Sarg mit oder ohne Decke aufzunehmen. So oft ich am großen Campo (dem fränkischen und armenischen Kirchhofe)

meinen Weg vorübernehme, sehe ich mehre Gruppen auf dem weiten Leichenfelde versammelt, welche eine jede im Begriffe stehen, einen Verstorbenen einzusetzen. Gestern sah ich ein kleines Perotenmädchen begraben, welchem viele Thränen nachgeweint wurden, und heute Morgen war der kleine Hügel, welcher sie zudeckt, mit blinkendem, glitzerndem Goldstaub bestreut, den ich noch leuchten sah im hellen Sonnenschein, als ich schon viele hundert Schritte entfernt war.

Eine Tigerjagd. — In einem frühern Jahrgange hat d. Bl. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Landsmannes, des Freiherrn v. Meyern, englischen Offiziers in Ostindien, gebracht, welcher dort den Ruf eines glücklichen und unermüdblichen Tigerjägers genießt. Zur Ergänzung dieser Berichte theilen wir für Jagdliebhaber folgende anspruchslöse Anekdoten aus seinem letzten Schreiben aus Nagpore vom 23. März d. J. mit. — „Gestern hatte ich die Freude, mit meinem Adjutanten Napean einen Tiger von einer deutschen Pappel herunterzuschießen. Das tropische Ungethüm in den zitternden Blättern des heimischen Baumes wäre auch für andere als Jäger ein befremdlicher Anblick gewesen. Abgesehen davon, daß der Zufall in den Annalen der Tigerjagd ein sehr merkwürdiger ist, mußte ich auch an unsre deutschen Landstraßen denken, an die schurgeraden Linien der polizeilich geregelten Bäume, und wie gut es ist, daß eine so polizeiwidrige Bestie in der deutschen Heimat nicht auf die Wanderer der Landstraße lauert. Ein Native Goond brachte uns $\frac{1}{2}$ 12 Uhr Mittags die Nachricht, daß dicht bei seinem zehn englische Meilen von hier entfernten Dorfe ein Tiger auf einem Baume sitze. Des Morgens früh sei er dort schon von einem andern Goond unter dem Baume liegend gesehen worden, nachdem er in der Nacht eine Kuh erschlagen und verzehrt habe; dann sei er, um Schutz vor der Hitze zu suchen, da weit und breit kein Gebüsch in der Nähe, auf den untersten Ast eines Baumes gestiegen. Nun habe der Goond Alarm geschlagen, die Dorfleute seien, mit Spießen bewaffnet, zusammengelaufen und hätten von fern den Baum umringt, der Tiger aber sei vor dem Lärm allmählig höher und höher retirirt, und zwar wie jemand, der das Herunterfallen fürchte, denn bald sei er einen Ast abwärts, bald wieder aufwärts gestiegen. Trotz dieses Details waren wir ungläubig. Indessen, dachten wir, gibt es doch Menschen, die ihre Natur verleugnen — warum sollte es nicht auch einmal unter Bestien solchen närrischen Kauz geben? Und dann konnte es doch jedenfalls ein Leopard sein, den wir erbeuteten —: kurzum, ich nahm zwei Doppelbüchsen, bestieg meinen Pony, Napean meinen Bullockwagen und so hielten wir auf das Dorf zu. Um vier Uhr kamen wir an. Welch ein Anblick! Was ich wol im Kleinen oft als Junge erlebt, daß die liebe Schuljugend mit Lärm und Steinwürfen einen Baum umringte, auf welchen sich, vom Hunde verfolgt, eine arme selige Katze geflüchtet hatte — das bot sich mir jetzt in imposanter Großartigkeit, wie wol kaum noch einem Menschen. Hoch auf dem Aste einer gewaltigen Pappel stand aufrecht auf den Füßen ein mächtiger Tiger mit den schönsten schwarzen, rothen und weißen Streifen und sah so unschuldig auf die rings, aber in ehrerbietiger Ferne ihn umdrohenden Dorfbewohner herunter, als wolle er ihnen seine souveräne Verachtung beweisen. Doch aber schien er sich in seiner seltsamen Position nichts weniger als behaglich zu fühlen, denn mit dem Vorderkorpe lehnte

er sich an einen Nebenzweig in einer Weise, als ob das Seiltanzen nicht grade seine angeborne Force sei. Ich näherte mich auf Pistolenschußweite und feuerte ihm drei Schüsse auf den Kopf — er wankte, neigte sich, verlor die Balance und stürzte. Mit lautem Angstschrei stoben die Dorfleute auseinander und auch ich sprang, nicht faul, an 30 Schritt zurück, denn ein verwundeter Tiger ist auf ebner Erde ein schlechter Spielfamerad. Aber siehe da! im Stürzen hatte er einen andern Ast umklammert, an dem er jetzt wie ein Affe hing, dann stürzte er wieder, hielt sich nochmals und fiel mit dumpfem Krach zu Boden. Mit gesenktem Gewehr näherte ich mich vorsichtig; noch einmal versuchte er sich aufzurichten — vergebens, schon gab ich ihm den Gnadenschuß. Das Thier war zweijährig, acht Fuß lang, drei Fuß hoch.

Neue Bücher. — Handbuch der englischen Umgangssprache von Oscar Busch und Henry Skelton. Leipzig, F. A. Brockhaus. — Obgleich wir keinen Mangel an ähnlichen Büchern haben, so wird doch der Kenner der englischen Sprache finden, daß dies Werk das Meiste übertrifft, was man uns bisher an Dialogen geboten hat. Es ist nicht eine Sammlung von trocknen Phrasen, sondern es führt den Lernenden mitten ins praktische Leben. Es hat systematische Anordnung des Stoffes und eine große Gründlichkeit; was dem Deutschen Schwierigkeit macht, ist mit Umsicht behandelt. Die englischen Sätze sind correct und elegant, zuweilen gewählt und schlagend. Auf eins müssen wir noch besonders hinweisen. Das Buch enthält nämlich, außer vielen idiomatischen Redensarten, einen Reichthum von Sätzen, in denen der Gebrauch der Präpositionen in Verbindung mit gewissen Verben zur Anschauung kommt, und wir müssen es den Verfassern Dank wissen, daß sie grade hierauf ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben, indem dies der schwierigste Theil der englischen Grammatik ist. Was im Texte unerklärt bleiben mußte, ist durch Noten erläutert. Eigentliche Mängel haben wir in dem Buche nicht gefunden, auf S. 359 findet sich jedoch ein Fehler. Man trifft dort *steersman* für *Steuermann*. Wörtlich übersetzt heißt es allerdings *Steuermann*, bezeichnet aber keineswegs das, was man in der Schiffersprache *Steuermann* nennt. Dieser nimmt nach dem *Capitain* den ersten Rang ein und steuert niemals selbst. Im Englischen heißt er *masters mate*, sowol auf Kriegs- als Rauffarteschiffen; der erste *Steuermann* heißt *firstmate*, und der zweite *the second mate*. *Steersman* wird manchmal technisch für *cockswain* gebraucht, heißt aber eigentlich nur: *A man who steers; the helmsman of a ship*. Wir können das Buch allen Lehrern an Gymnasien, Real- und Bürgerschulen empfehlen. —

Midrasch Ele Eskera, die Sage von den zehn Märtyrern, metrisch übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. phil. Paul Möbius Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung. 1854. — Das kleine Werk behandelt eine jüdische Sage, deren Text im vorigen Jahr durch Jellinek veröffentlicht worden ist. An dem dünnen Faden der Erzählungen ist eine Reihe von Sittensprüchen mit Beziehung auf die historischen und dogmatischen Traditionen zusammengefügt, die uns einen interessanten Einblick in die Ideale des Judenthums gewähren. Da man in unsrer Zeit den Naturstimmen aller möglichen Völker lauscht, so verdient doch ge-

wiß der Gefühlsproceß einer Nation, deren heilige Geschichte mit tausend Fäden in die unsre verflochten ist, die Aufmerksamkeit jedes Denkers. Der Uebersetzer hat für seinen Stoff eine gewählte und poetische Sprache gefunden und darum wollen wir mit der Wahl des jambischen Versmaßes nicht rechten, gegen das wir uns aus Princip erklären müssen. Die hebräische Vorstellungsweise ist uns in der schönen Form Luthers am geläufigsten und da auch das Original kein Versmaß kennt, so sehen wir keinen Grund, eine Kunstform anzuwenden, die uns durch ihre Erinnerungen doch stets in einen andern Idealkreis führt. Die gegenwärtige Geschichte verlangt, um lebhafte Theilnahme zu erregen, einen sehr stark ausgesprochenen Ton der Naivetät und Alterthümlichkeit, denn der factische Inhalt ist nicht bloß dürftig und einförmig, sondern mitunter bis zur Utracität abschreckend, wie die Heiligenlegenden aller Völker und Nationen. Das bestimmte Versmaß entspricht zwar nicht immer einem bestimmten Inhalt, aber es findet ihn in der Regel durch die Gewohnheit eines bestimmten Volks. Bei uns ist der fünffüßige Jambus vorzugsweise durch Goethe und Schiller ausgebildet worden und wir sind gewohnt, durch ihn in den heitern Kreis unsrer poetischen Welt und der Humanität eingeführt zu werden. Die wilden Empfindungen der Barbaren erscheinen uns in diesem Gewande fremdartig und wir wünschen ihre immer bedeutenden und charakteristischen Züge lieber in der heimatlichen Tracht zu beobachten, ungeschmückt und derb wie ihre eigne Natur.

Neuigkeiten der französischen Literatur. Der Legitimist Alfred Nettement hat eine Geschichte der französischen Literatur unter der Julidynastie geschrieben, in welcher er alles verdammt, was mit den Interessen des älteren Zweiges der Bourbonen oder der Geistlichkeit irgendwie in Conflict kommen kann, d. h. die gesammte Philosophie, die gesammte Geschichtschreibung und im Grunde auch den größern Theil der Poesie; denn sowol die Wissenschaft als die Kunst, wenn sie mit Ernst und Hingebung gepflegt werden, können sich auf jenem engen Boden der Dogmatik nicht bewegen. Bei Besprechung dieses Buchs in der Revue des deux mondes vom 1. Mai gibt Gustav Blanche eine Zusammenstellung dessen, was die französische Literatur während der achtzehn Jahre, die zwischen der zweiten und dritten Revolution verfloßen sind, geleistet hat. Er kann mit einer gewissen Genugthuung auf seine eigne kritische Laufbahn während dieser Periode zurückblicken, denn während in der Zeit des Kampfes alle Welt ihn einen Zoilus nannte, der das Große und Schöne mit frechem und unehrerbietigem Tadel herabzusetzen wagte, ist jetzt in den meisten Punkten das Publicum auf seine Seite getreten. Soweit es dem Ausländer möglich ist, den innern Werth einer schönen Literatur zu übersehen, haben wir fast immer sein Urtheil gebilligt; um so auffallender sind uns die Abweichungen in einzelnen Punkten, die doch nicht bloß in das Gebiet der Sprache und der Form fallen. So namentlich die Geringschätzung, die er fortwährend gegen Scribe ausspricht. Wenn man sich auf den absoluten Standpunkt der Kunst stellt, so wäre der Streit schwer zu entscheiden, aber über den relativen Werth muß sich doch etwas Bestimmtes feststellen lassen. So scheint uns der Vergleich mit den ältern Lustspieldichtern, namentlich mit Molière, und der mit einigen neuern Dramatikern, namentlich mit Ponsard und Augier, nicht ganz gerecht ausgefallen zu sein. Was Molière betrifft, so sind wir seit Schlegels Vorgang an ein ziemlich

absprechendes Urtheil gewöhnt, in dem unsre Kritiker gewiß zu weit gingen, denn hier ist die Bewunderung der Franzosen zu einstimmig, als daß wir nicht annehmen sollten, es müßten in der Conversation, in den Sentenzen, namentlich aber in dem Stil besondere Vorzüge sein, die dem Ausländer entgehen; aber in drei Punkten dürfen wir uns doch ein unbefangenes Urtheil erlauben. Einmal ist die Composition fast ohne Unterschied mehr als schwach, sie ist entweder so lose, daß aller Zusammenhang aufhört und das gilt von allen Stücken, die in eine Pantomime oder ein Ballet auslaufen, oder sie ist hölzern und mechanisch, wie fast in allen regelrecht ausgearbeiteten Stücken. Sodann gibt die Charakteristik zwar einzelne sehr glänzende Züge, aber eine poetisch gedachte Figur von wirklichem Leben wird man doch weder den Tartüffe, noch den Geizigen, noch den Misanthropen, noch sonst einen von den berühmtesten Charakteren Molières nennen können. Was endlich die Stimmung oder gute Laune betrifft, die für das Lustspiel die erhebende sittliche Idee der Tragödie ersetzen muß, so bringt Molière doch häufig einen recht unangenehmen Eindruck hervor; der Misanthrop endigt wirklich misanthropisch, die Opfer des Tartüffe flüchten sich in den Schoß der alleinseligmachenden Polizei, und die Lebensatmosphäre, die wir im George Dandin einathmen, widerstrebt vollends aller Beschreibung. Wenn wir in allen diesen Punkten bei Scribe einen Fortschritt finden, einen Fortschritt, der durch keine dazwischenliegenden Dichter vermittelt ist, so wollen wir damit über das allgemeine Werthverhältniß der beiden Dichter nicht das Mindeste festgestellt haben, aber es sind doch Momente, die in Rechnung kommen. Lustspielen, wie *une chaine*, *la camaraderie*, *le verre d'eau* &c., wird man wenigstens ein Verdienst zusprechen müssen, die Handlung ist klar exponirt und steigert sich Schritt für Schritt, so daß die Aufmerksamkeit des Publicums fortwährend gespannt bleibt. Daß es Scribe nicht darauf ankommt, zuweilen die unwahrscheinlichsten Motive zu benutzen, kann bei dem Vergleich nicht in Anschlag gebracht werden, denn Molière kommt es auch nicht darauf an. Was die Charaktere betrifft, so sind sie zwar nur ganz leicht dem Schaum des Lebens abgeschöpft und es wird von ihnen weiter nichts gegeben, als was nothwendig zur Handlung gehört, aber es sind doch geschmeidige Figuren von wirklich dramatischer Bewegung. Die gute Laune, soweit sie in den Schranken des bürgerlichen Lebens, welches Scribe ausschließlich behandelt, möglich ist, wird wenigstens nicht durch so starke Stöße verletzt, als bei Molière. Scribe läßt der Handlung ihren natürlichen Verlauf und wendet nicht zum Schluß einen *deus ex machina* an, um die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurichten. — Im Uebrigen ist der Aufsatz auch dem deutschen Publicum zu empfehlen, das durch seine Uebersetzer verführt in der Regel nur von dem Schlechtesten der französischen Literatur Notiz nimmt; es gewinnt hier wenigstens eine ungefähre Vorstellung von den vorzüglicheren Leistungen der wirklichen Talente.

Dasselbe Heft enthält eine Zusammenstellung der diplomatischen Unterhandlungen und der Kriegsbegebenheiten in der orientalischen Frage, die beste, die uns bisher vorgekommen ist. Der Verfasser, Xavier Raymond, geht nicht von einer vorgefaßten Meinung aus, er erhebt keine Anklagen, wie das die Franzosen so gern thun, wenn sie in Verlegenheit sind, sondern er sucht den Zusammenhang der Thatsachen natürlich zu erklären, stellt in jedem zweifelhaften Punkt das Für und

Wider zusammen und macht es so dem Leser möglich, sich selbst ein Urtheil zu bilden. In der Regel wird von den französischen und englischen Publicisten der Krieg nur unter dem Gesichtspunkt aufgefaßt, daß Deutschland sich an demselben theilnehmen müsse. Diese Voraussetzung läßt hier der Verfasser ganz bei Seite und beschäftigt sich lediglich mit dem Gegensatz der wirklich kriegführenden Mächte, mit ihren beiderseitigen Hilfsmitteln und den auf diese gegründeten militärischen Berechnungen. Leider wird man sich wol kaum mehr der Annahme erwehren können, daß Oestreich im Laufe dieses Jahres kaum noch an der wirklichen Action theilnehmen wird, daß also seine Stellung von der Stellung Preußens sich mehr in der Form, als in der Sache unterscheidet. Wenn also die Hoffnungen, die mit der Schwächung der russischen Macht verknüpft sind, einen realen Boden gewinnen sollen, so müssen sie sich lediglich auf die Hilfsquellen der Westmächte stützen, und in dieser Beziehung ist der Eindruck des Artikels verhältnismäßig ein günstiger, denn es steht doch so aus, als ob die Westmächte, abgesehen von den einzelnen Erfolgen, die Sache länger aushalten können, als Rußland.

Von den sanguinischen Hoffnungen, die man beim Beginn des Krieges an seinen Ausgang knüpfte, hat man allmählig eine nach der andern aufgegeben. Den Gewinn, den Deutschland aus der Neutralisation der beiden feindlichen Gegensätze ziehen konnte, hat es sich entgehen lassen und der einzige bleibende Gewinn, den man noch zu Ende des vorigen Jahres als sicher feststehend betrachtete, die völlige Auflösung der heiligen Allianz, ist wieder zweifelhaft geworden. Die beste Hoffnung ist jetzt, daß es den Westmächten gelingen wird, Rußland zu einem Frieden zu zwingen, in dem ihre eigne Ehre gewahrt bleibt, in dem aber freilich Deutschland nichts gewinnt. Dauert der Krieg dagegen über dieses Jahr hinaus, so werden die Westmächte trotz ihres innern Widerstrebens sich wahrscheinlich genöthigt sehen, Mittel anzuwenden, welche die Natur des Krieges gänzlich verändern und die Entscheidung der wichtigsten Lebensfragen dem Zufall in die Hände spielen.

Die Selbstbiographie von G. Sand schreitet rüstig vorwärts; in der leipziger Ausgabe von Wolfgang Gerhard ist der 5. und 6. Band erschienen, in welchem die Verfasserin glücklich bis zu ihrem 14. Lebensjahre kommt. Wem die Ausführlichkeit, mit der sie ihre Kindheit erzählt, auffallen sollte, muß daran denken, daß sie immer eine Dichterin bleibt und daß die Periode der Kindheit die geeignetste ist, Wahrheit und Dichtung auf eine sinnige Weise mit einander zu vermischen. Sie bemüht sich aufrichtig, so wahrheitsgetreu als möglich zu berichten, allein ohne daß sie daran denkt, gehen doch die Beschreibungen fast überall ins Poetische über und die gebildete Dame, die Socialistin von 1848, steht hinter der Kindermaske hervor. Im Eingang ihrer Biographie hat G. Sand bekanntlich erklärt, das skandalisierende Publicum werde darin keine Nahrung finden, sie werde zum Beispiel über ihre Scheidungsgeschichte nur wenig Notizen beibringen. Warum sie eigentlich darin so prude sein will, sehen wir nicht recht ein, denn was sie von dem Verhältniß ihrer Mutter und Großmutter erzählt, kann kaum überboten werden. Die anmuthigste Episode dieser beiden Bände ist ihr Traum von einem idealen Wesen, das sie Corambé nannte, und in dem sie die Vorzüge der christlichen und der griechischen Göttlichkeit zu vereinigen strebte. Uebrigens zeigt grade diese Episode, wie stark sie anticiipirt, denn wenn Corambé die Vorzüge

von Jesus und von Apollo) die Attribute der physischen und moralischen Schönheit, die Gabe der Beredsamkeit, den Zauber der Kunst und alle möglichen ähnlichen schönen Dinge vereinigen sollte, wenn sie ihn zugleich wie einen Freund und eine Schwester lieben und ihn wie einen Gott verehren wollte, und wenn sie ihm endlich einige Schwächen beizulegen strebte, um ihn nicht fürchten zu dürfen, so sind das alles Wünsche und Vorstellungen, die erst mit der Reflexion des spätern Alters eintreten. Auf diese Weise systematisirt kein Kind. Das Kind wünscht seinem Gott, zu dem es betet, keine Schwächen, sondern es ertheilt sie ihm ohne weiteres aus Instinct, da bekanntlich jeder Mensch in sein Bild von Gott etwas von seinem eignen Bilde einfließen läßt.

Von dem neuen Roman von E. Sue: *le diable médecin* ist (Brüssel, Kieffling, Schnee & Comp.) der 3. Band erschienen. Der berühmte Mysteriendichter wird immer einförmiger in seinen Einfällen. Ein reichgewordener Mätkler geräth in die Schlinge einer Lorette, verschwendet mit ihr sein Vermögen und läßt Frau und Kinder auf eine schmähliche Weise hungern; zum Schluß schießt er sich eine Kugel vor den Kopf. Um nun dies Mißverhältniß auszugleichen und der Vorsehung unter die Arme zu greifen, wendet der tugendhafte Doctor ein Mittel an, dessen sich E. Sue häufig bedient: er erpreßt von der lasterhaften Lorette die bescheidene Summe von 100,000 Franken und gibt sie der tugendhaften Frau. Er weiß nämlich, daß jene Lorette ein entlaufener Sträfling ist, und droht, sie der Polizei zu denunciren, (die übrigens merkwürdig fahrlässig sein muß). Auf welche Weise er die Summe der andern beibringt, wird nicht gesagt. — In derselben Ausgabe ist die Uebersetzung einer Episode aus dem israelitischen Roman „Tancred“ von Israeli erschienen.

Das Großherzogthum Hessen nach Geschichte, Land, Volk, Staat und Dertlichkeit beschrieben von Dr. phil. A. F. Walther. Darmstadt, Fonghaus. 1854. — Die topographischen und statistischen Notizen sind gewiß sehr genau und zuverlässig, das Buch enthält sehr viel Fleiß und Studium. Und wir hoffen im Interesse des Verfassers und Verlegers, daß das stattliche Werk jedem Hessen-Darmstädter unentbehrlich sein wird. Uns stört der unbehilfliche Stil. Wir können nicht umhin, auch an die noch im Amt befindlichen loyalen Schriftsteller der Hessen die demokratische Anforderung zu stellen, daß sie ein allgemein verständliches, ja womöglich ein angenehm zu lesendes Deutsch schreiben. Solche Forderung mag nicht zeitgemäß sein, aber dieses Blatt steht in diesen, wie andern Forderungen, leider auf einem längst überwundenen Standpunkt.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **J. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.